Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 38 (1965-1966)

Heft: 1

Rubrik: Heilpädagogische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HEILPÄDAGOGISCHE RUNDSCHAU

Fachorgan der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Redaktion: Adolf Heizmann, Eichenstraße 53, Basel (Tel. 061 38 41 15); Edwin Kaiser, Zürich; Willy Hübscher, Lenzburg
Einsendungen und Mitteilungen sind an den Redaktor *Ad. Heizmann* zu richten / Redaktionsschluß jeweils am 20. des Monats

APRIL 1965

Das arbeitende Kind

Dir. Dr. W. Schönenberger, Hohenrain

(aus dem Jahresbericht)

Die Fröhlichkeit, die freudige Grundstimmung war das Thema des letzten Jahres. Fröhlichkeit, so sagten wir, muß der Nährboden sein, auf welchem sich das Kind optimal entfalten kann.

Als neues Motto wählten wir:

Das arbeitende Kind

Das ist ein großer Gegensatz zum letztjährigen Thema. Ist es richtig, vom Schulkind, vom Sonderschulkind, Arbeit zu verlangen?

Bei diesen Ueberlegungen taucht einem die Erinnerung an C. A. Looslis bittere Kritik der Arbeitsausnutzung in den Heimen auf. Er klagte an, das Kind sei in den Heimen (lies: Waisenhäusern, vor allem des Kantons Bern) das billigste Mittel, um die Landwirtschaftsbetriebe mit möglichst hoher Rendite führen zu können, und die verantwortlichen Stellen (Heimleiter, Kommissionen usw.) seien nicht am Wohlergehen des Kindes, sondern ausschließlich nur am materiellen Gewinn aus der Arbeit der Kinder interessiert.

Das sind harte Vorwürfe. Soll unsere Absicht wieder in jene Zustände zurückführen? Sicher nicht! Es soll alles vermieden werden, was in der Vergangenheit falsch gemacht wurde.

Um ermessen zu können, wo der richtige Weg liegt, müssen wir uns auf den Bildungsauftrag und auf das Bildungsziel besinnen. Weswegen bilden – schulen und erziehen – wir unsere gebrechlichen Kinder und woraufhin sind unsere Bemühungen gerichtet? – Wir sollen unsere Kinder trotz ihrer Gebrechen zur besten Entfaltung ihrer eingeschränkten Fähigkeiten führen, auf daß sie den Anforderungen des Lebens in möglichst hohem Grade gerecht werden können. Den Lebensforderungen entsprechen heißt aber in erster Linie: *Arbeiten können.*

Schauen wir nun nochmals zurück. Hat nicht die vehemente Kritik der Heime der zwanziger und dreißiger Jahre das Pendel zu stark auf die andere Seite ausschlagen lassen, so weit nämlich, daß man sich in den Heimen ängstlich hütete, ein Kind bei einer Arbeit «überraschen» zu lassen? Man beeilte sich dann, das Recht des Kindes auf das *Spiel* neu zu formulieren. Aber war das wirklich immer Spiel, was angestrebt wurde? Wurde nicht doch gelegentlich auch weichliches, sentimentales Sich-drücken um die Forderungen der Realität damit verwechselt?

Der Sinn und die Bedeutung des Spieles wurde in manchen Heimen verkannt. Beim Spiel lebt das Kind in seiner eigenen, unbeschwerten, sorgenfreien Welt; es schafft sich diese Welt selbst. Eben: es *schafft.* Das Kind übt seine geistigen, seelischen und körperlichen Fähigkeiten. Man vergegenwärtige sich nur die Entfaltung der motorischen Anlagen: Der Säugling greift unbeholfen nach der Rassel, das Kleinkind versucht seine Händchen so zu beherrschen, daß es Klötze zu einem Turm aufschichten kann, das größere Spielkind vermag sich seine Welt mit vielen Dingen selbst zu gestalten, der Schulneuling versucht in der Erlernung des Schreibens seine Bewegungen zu steuern, das Schulkind lernt Materialien zu verarbeiten und der Jugendliche setzt die gewonnene motorische Ausdrucks- und Gestaltungsfähigkeit in der Berufserlernung ein.

Auch bei den seelisch-geistigen Anlagen können wir dasselbe Entfalten von Angelegtem zu Fertigkeiten feststellen. Auch hier finden wir wohl das Kind unbeschwert spielend, ohne zweckhaft verpflichtet zu sein. Es führt aber auch in diesen Dimensionen ein fließender Uebergang vom Spiel zum Lebensernst.

Wenn das Ziel aller Entfaltung und damit jeglichen erzieherischen Tuns die harmonische menschliche Reife ist, dann ist das Spiel eben ein integrierender Teil auf dem Wege zu diesem Ziele hin. Es gibt also kein Spiel, das losgelöst ist von diesem Sinn, es gibt kein Spiel, das letztlich nicht ausgerichtet wäre auf die kommende menschliche Bestimmung.

Bei diesen Ueberlegungen wird klar, daß Spiel nicht plötzlich in zweckgesetzte Arbeit umschlagen kann. Sagen wir es konkret: Wenn unser Heimkind 15, 16 Jahre nur gespielt hat, wie soll es dann jene seelisch-geistige und körperlich-motorische Reife und Entfaltung erreicht haben, die der Uebertritt ins Leben der Erwachsenen von ihm fordert?

So sehen wir, daß auch vom Heimkind neben dem Spiel stufengemäß Arbeitsleistungen gefordert werden müssen. Das Ziel muß dabei sein, die spielerische Haltung bis zum Heimaustritt soweit abzubauen, daß der Jugendliche innerlich bereit ist, die Realität des Erwerbslebens zu übernehmen und daß er ausdrucksmäßig (d. h. in vielen Fällen in erster Linie manuell) so weit gefördert ist, daß seine Fähigkeiten wirklich genutzt werden können. Diesen Bedingungen wird aber das *behinderte Kind* nicht ohne weiteres gerecht. Es kann sich bei ihm eine motorische Behinderung, ein Sinnesdefekt, eine allgemeine Antriebsschwäche, eine starke physische Ermüdbarkeit, eine spürbare Wollensschwäche, eine seelische Konfliktsituation, eingeschränkte geistige Voraussetzungen u. a. m. als Hemmnis erweisen. Wo aber menschliche Möglichkeiten ausfallen oder vermindert sind, da besteht die große Gefahr, daß die volle Reife nicht erreicht werden kann. Dann ist es aber umso dringender, daß rechtzeitig und im richtigen Sinne eine Gewöhnung zur Arbeit einsetzt. Es ist vor allem beim Geistesschwachen wegen seinem Mangel an geistigen Kräften, an Anpassungsvermögen an eine Situation, an Umstellfähigkeit, an Beurteilungsfähigkeit außerordentlich wichtig, daß er mit guten Gewohnheiten – eben auch Arbeitsgewohnheiten – aus der Schulung ins Leben entlassen werden kann. Paul Moor sagt: dem Geistesschwachen fehlt der *innere Halt;* eben die Möglichkeit, aus sich heraus den Ansprüchen des Lebens und der Um- und Mitwelt zu genügen. Darum – so fordert Moor – muß der *äußere Halt*, die Hilfeleistung von außen unterstützend einsetzen.

So sehr das behinderte Kind der Rücksichtnahme und der Schonung bedarf, es darf nicht verwöhnt werden, und es muß in Bezug auf seine spätere Eingliederung ins Erwerbsleben rechtzeitig darauf vorbereitet werden.

Wir können zusammenfassend sagen: Dem Heimkind muß die seinem jeweiligen Alter und Entwicklungsstande angemessene Zeit zum Spielen zur Verfügung stehen. Es bedarf dazu der richtigen Materialien und Geräte und der erforderlichen Anleitung und Führung. Aber das Heimkind – besonders das behinderte – muß gleichzeitig, auch stufen- und leistungsangepaßt, zur Arbeitshaltung und -leistung gewöhnt werden.

Welches sind denn, konkret gesagt, die Arbeiten, die vom Kinde gefordert werden dürfen und sollen? Da ist es wohl richtig, bei der natürlichen Familie Nachschau zu halten, was sie vom Kinde verlangt.

Das Spielkind wurde schon früh angehalten, seine Spielsachen selbst – oder mindestens mithelfend – aufzuräumen. Das Kind läßt sich gerne für kleine Botengänge begeistern. Es soll in seinem Zimmer selbst Ordnung halten und die Kleider am Abend ordentlich ablegen. Die kluge Mutter versteht ihr Kind zu kleinen Hilfeleistungen im Haushalt zu animieren: es hilft ihr beim Kochen, Tischen, Abwaschen, Putzen usw. Das Kind interessiert sich aber auch für die Verrichtungen, die dem Vater vorbehalten sind (Heizen, Reparaturen ausführen usw.). Durch diese Beteiligung an den Obliegenheiten des Alltages wächst das Kind in die Ansprüche des realen Lebens hinein. Bei vernünftiger Haltung der Eltern vermag der Jugendliche den Bedürfnissen des Berufslebens ohne beonderes Dazutun gerecht zu werden.

Beim Heimkind liegen die Probleme teilweise anders. Es gelingt ihm in der Fremderziehung mehr oder weniger, gemüthafte Bindungen an seine Erzieher zu knüpfen. Das Verbundensein mit dem Erzieher entscheidet aber über die seelisch-geistige (und in den letzten Konsequenzen auch körperliche) Entfaltung des Kindes.

Unsere Heime können dem Kinde aber meist auch nicht jenen vollen Kontakt mit den praktischen Problemen des Alltags schaffen, weil sie nach wirtschaftlich-ökonomischen Gesichtspunkten gestaltet sind. Die Küche, die Waschküche, die Heizung, die Keller, der Einkauf, alles ist zentralisiert und rationalisiert, so daß das einzelne Kind höchstens gelegentlich zum Kochherd, zur Waschmaschine oder in den Keller kommt, ganz zu schweigen davon, daß es beim Einkauf von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen den Wert des Geldes und der Ware erfahren könnte. Der Idee der Kinderdörfer liegt die Absicht zugrunde, das Kind auch in der Fremderziehung möglichst alle Probleme des natürlichen familiären Zusammenseins erleben zu lassen. Warum werden unsere Heime immer noch nach zentralistischen und ökonomischen Gesichtspunkten ausgerichtet? Die Schwierigkeiten bei der Beschaffung der finanziellen Mittel und des Personals werden dagegen ins Feld geführt. Ist es aber nicht auch eine Frage des Mutes und der Einsicht in die eigentlichen Probleme der Heimerziehung?

Nun aber zu den Möglichkeiten des Arbeitseinsatzes im Heim. Bei der Besorgung der Wohnräumlichkeiten, beim Essen, bei der Pflege der Kleider,

bei Unterhaltsarbeiten usw. tauchen kleinere und größere Beschäftigungsmöglichkeiten auf. Diese müssen genutzt werden. Das einzelne Kind bekommt sein «Aemtchen»; es muß die Stube wischen, abwaschen, abtrocknen, die Schuhe putzen, betten, die Stiege reinigen usw.

Es kommt hier nun aber sehr darauf an, daß die dem Kinde zugemutete Arbeit im richtigen – wirklich erzieherischen – Sinne vergeben wird. Es darf nicht einfach um die Organisation des Arbeitsanfalles gehen, sondern jedes Kind soll eben innerlich an der Arbeit engagiert werden, es soll eine positive Beziehung Erzieher – Arbeit – Kind – geschaffen werden. Bei dieser Gelegenheit müssen wir uns aber daran erinnern, daß das behinderte Kind nicht voll leistungsfähig ist. Das bedeutet, daß wir auf seine körperliche, seelische oder geistige Leistungseinschränkung Rücksicht nehmen müssen, daß wir eben in der Arbeitszumutung jedem einzelnen Kinde gerecht werden. Es kann sich unter Umständen als notwendig erweisen, einem Schulkind Arbeiten zuzuweisen, die normalerweise vom Kleinkind bewältigt werden.

Die Hausarbeiten werden nicht genügen, um das Heimkind im notwendigen Sinne beschäftigen zu können. Wir greifen deshalb zur angepaßten *Beschäftigung*. Damit wählen wir eine Zwischenform zwischen Spiel und eigentlicher Arbeit. Das Kind erhält eine Betätigungsmöglichkeit, die nicht mehr einfach die totale Freiheit und Unbeschwertheit bedeutet, aber die Belastung durch den Ernst des Lebens fehlt noch. Es geht hier um die vielen Formen des *Bastelns*. Hierin liegen für das Heim große Möglichkeiten der Förderung des Kindes auf die positive Arbeitshaltung hin. Wesentlich ist dabei, daß wir als Erzieher die handwerklichen Belange selbst genügend kennen, um die Qualität der entstehenden Produkte zu gewährleisten. Wir müssen uns aber auch hier dem Vermögen des Kindes anpassen und es schrittweise fördern und nicht etwa den Erlös aus dem Verkauf der Gegenstände oder den Publikumserfolg bei einer Ausstellung im Auge halten!

Soll wirklich die Gewöhnung zur Arbeit erreicht werden, müssen wir vom Jugendlichen auch echte Arbeit verlangen können. Dabei ist wesentlich, daß er den Auftrag als verbindliche Zumutung auffaßt, daß er seine volle Leistungsfähigkeit in quantitativer, wie in qualitativer Hinsicht einsetzt und daß er die innere Erfüllung durch die beendete und gelungene Arbeit erlebt. Man wird zugeben, daß diese Form von Arbeitserwartung an das Heimkind ganz anders geartet ist, als jene heftig kritisierte verflossener Jahrzehnte. Wo findet das Heim aber die Gelegenheit zum Arbeitseinsatz? Das kann geschehen in der Landwirtschaft, im Garten, in heimeigenen Werkstätten, in der Küche, in der Wäscherei, in der Lingerie usw.

Um Mißverständnisse wirklich auszuschalten, sei nochmals das Ziel wiederholt, das wir erreichen wollen:

1. die charakterliche Prägung (Gewöhnung) auf die Anforderungen des kommenden Arbeitseinsatzes;
2. die optimale Entfaltung der erforderlichen Fertigkeiten.

Die gegenwärtige Hochkonjunktur mit den mangelnden Arbeitskräften brachte für den behinderten Menschen den Vorteil, daß die Wirtschaft seiner Eingliederung in den Arbeitsprozeß wohlwollender gegenübersteht. Diese Situation sollte aber von unserer Seite besser genutzt werden, so nämlich, daß wir unsere Schützlinge besser auf den Arbeitsplatz vorbereiten. Es zeigt sich je länger, je deutlicher, daß es mit der Schulung der Behinderten nicht getan ist. Ich habe deshalb die Notwendigkeit einer *Eingliederungsstätte* aufgezeigt.

Zudem ist es heute möglich, den Behinderten in einem viel höheren Grade Mit-Glied der menschlichen Gesellschaft werden zu lassen als vor wenigen Jahrzehnten. Um diese «Aufwertung» auszubauen, bedarf es der Eingliederungsstätte, wo der ganze Mensch – nicht nur seine Arbeitsfähigkeit – sich entfalten kann.

Ein Skilager mit praktisch-bildungsfähigen Kindern

durchgeführt von der heilpädagogischen Schule Lenzburg auf dem Stoos (18. bis 23. Januar 1965)

Wer sich um die Ausbildung geistesschwacher Kinder bemüht, läßt kein Mittel unversucht, die gestörte Motorik dieser Kinder zu verbessern. Oft würden Geistesschwache viel weniger auffallen, wenn z. B. ihre Gangart harmonischer wäre. Ihr Gang ist zappelig oder schleppend, mit einseitig herabhängender Schulter und schlechter Koordination der Arm-Bein-Bewegung. Therapie, Rhythmik, Turnen, Spiel und Sport vermögen diese Schäden zu verbessern. Das Skifahren als sehr bewegungsintensiver Sport, außerdem als Sport in Sonne und Schnee, schien mir für unsere geistesschwachen Schüler besonders geeignet. Der Gedanke, mit ihnen ein Skilager zu machen, ließ mich nicht mehr los, und so

ging ich dahinter, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen.

Das Skilager wäre nie zustande gekommen, wenn sich die Eltern nicht so mutig und begeistert dahinter gestellt hätten. Dies wiederum ist nur dort möglich, wo zwischen Schule und Eltern ein enger Kontakt und gegenseitiges Vertrauen herrscht. Schon die Beschaffung der Ski-Ausrüstung war keine Kleinigkeit, aber durch gegenseitiges Ausleihen und Helfen waren schlußendlich alle Schüler gut ausgerüstet.

Die Schüler wurden vor dem Lager zur Sicherheit von Herrn Dr. Debrunner, Orthopäde in Aarau, auf die Beschaffenheit ihrer Knochen und Muskeln untersucht. Der Bericht lautete günstig, so daß wir von diesem Gesichtspunkt aus alle Kinder mitnehmen durften.

Leider mußten wir trotzdem 4 Schüler zu Hause lassen, nämlich ein Mädchen mit schwerem Herzfehler, eines, das ein Korsett tragen muß, einen schwer zerebral gelähmten Knaben, der nicht gehen kann, und einen Epileptiker mit Anfällen.

Am 18. Januar 1965 fuhren wir mit 33 geistesschwachen Schülern der heilpädagogischen Hilfsschule und der Werk-Hilfsschule Lenzburg los.

Die 3 Lehrerinnen der Schule, die Sprachheillehrerin, die Werkstattleiterin, eine vom Invalidensport zur Verfügung gestellte Ski-Instruktorin, 2 Krankenschwestern und 4 angehende Heilpädagogen waren zur Betreuung eingesetzt. Ein Kameramann begleitete uns, um alles zu filmen.

Die Fahrt mit Bahn, Autocar und Stoosbahn verlief reibungslos und war für die Kinder ein großartiges Erlebnis. Gepäck und Skis waren schon voraus spediert worden, so daß das Reisen ein Vergnügen war.

Der Stoos empfing uns mit einem kräftigen Schneegestöber. Die Kinder versanken die letzten Meter bis zum Haus bis zu den Hüften im Neuschnee. Aber weder der beißende Wind noch das mühsame Stapfen im Schnee vermochten ihre gute Laune zu trüben. Somit hatten sie ihre Feuerprobe bestanden.

Das Skihaus des Ski-Club Lenzburg erwies sich als warm und wohnlich. Die Schlafräume und Waschgelegenheiten waren etwas knapp im Platz. Dem großen Kleider-Wirrwarr am Morgen rückten wir zu Leibe, indem wir die Kleider mit Schnüren bündelten. Das Waschen und Zähneputzen ging gruppenweise vor sich und wurde auf ein Minimum beschränkt.

Am Dienstagmorgen machten wir die ersten Versuche in dem für unsere Zwecke idealen Skigelände unterhalb des Skihauses. Frau Erpf erwies sich als tüchtige und liebenswürdige Ski-Instruktorin. Ohne ihre Instruktion hätten wir wahrscheinlich manches falsch gemacht.

Die Skistöcke wurden zu Hause gelassen, damit die Bewegungen intensiv und locker wurden. Die Kinder sollten mit allen Mitteln für den Skisport begeistert werden. Vorübungen im flachen Gelände wie Sonnen treten, schöne Spuren legen, Skiturnen mit Singen, umfallen und aufstehen lernen gingen dem eigentlichen Skifahren voraus.

Weil eine Lehrerin erkrankte und Frau Erpf dringend wieder wegfahren mußte, waren wir gezwungen, in Vierer- und Fünfergruppen zu unterrichten. Es hat sich gezeigt, daß dies für die Skilehrer eine außerordentlich strenge Arbeit war. Gottlob stieß am ersten, schwierigsten Tag Herr Dr. Nüscheler vom Invalidensport zu uns, der von morgens bis abends tüchtig mithalf. Es kam vor, daß zwei Skilehrer zusammen einen Schüler wieder auf die Beine stellen mußten, denn unsere Schüler brachten es fertig, im ebenen Gelände zu stürzen. Erschwerend war, daß über Nacht viel Neuschnee gefallen war und dauernd fiel. Anfänglich suchten die Schüler ihre Skis im Schnee vergeblich, und weil sie die Ski nicht sehen konnten, blieben sie ratlos stehen. Die besten Erfahrungen machten wir, indem wir die Kinder vom Blick nach unten abbrachten, und sie zu uns herwinkten. Bei Richtungsänderungen hießen wir sie zu jener Tanne oder jenem Haus am Horizont gehen.

Nach diesem ersten, strengsten, aber spannendsten Tag tauschten wir unsere Erfahrungen aus. Es zeigte sich, daß in allen Gruppen tüchtig gearbeitet worden war und daß die Kinder erstaunlich viel Tapferkeit und guten Willen mitgebracht hatten.

Am darauf folgenden Tag schien die Sonne, und alles ging schon viel besser. Wieder wurde von 9.30 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr gearbeitet. Das Aufstehen im Schnee machte schon viel weniger Schwierigkeiten, und am Hinfallen fanden die Schüler direkt Spaß, nachdem beides systematisch geübt worden war. Die geistig besseren Schüler stellten sich viel weniger ungeschickt an als die schwächeren. Und doch waren es gerade unsere zwei schwächsten mongoloiden Knaben, die uns am meisten Freude machten, weil sie mit nie erlahmender Energie und echter Begeisterung immer wieder einen kleinen Hügel hinanstiegen und herunter fuhren. Das siegesgewisse Umsichblicken nach sturzfreier Abfahrt und die skitechnischen Ratschläge, die der eine dem andern erteilte, brachten uns immer wieder zum Lachen. Kleinere Mongoloide waren auch hier bewegungsfaul, blieben vergnügt im Schnee liegen, bis wir sie energisch zum Aufstehen mahnten. Schwie-

rig war das Fahren für unsere einseitig leicht zerebral Gelähmten. Sie hatten Mühe, das Gleichgewicht zu wahren und fielen immer auf die gleiche Seite. Aber auch hier zeigten sich von Tag zu Tag Fortschritte. Wir hätten nie gedacht, daß die Fortschritte, gemessen an der sonst sehr langen Anlaufzeit unserer Schüler, so rasch sichtbar würden. Gemeint sind hier die Fortschritte im Gehen und Gleiten, im Seitwärtstreten, im Hang hinauf treten. Wir waren uns von Anfang an bewußt, daß von einem eigentlichen Skifahren nach einer Woche bei unseren Schülern noch nicht die Rede sein konnte. Immerhin brachten es unsere «Kanonen» fertig, mühelos mit oder ohne Stöcke den Uebungshügel zu erklimmen und schön geschlossen, leicht wippend, ohne Sturz hinunter zu fahren. Stemmen oder Bogenfahren wäre verfrüht gewesen. Zuerst mußten die Kinder mit den Skis vertraut werden.

Obwohl die Gruppen zu groß waren, zeigte es sich, daß gerade die Gruppenarbeit zum Erfolg führt. Die Kinder spornten sich gegenseitig an. Auch geistesschwache Kinder wollen es ihren Kameraden gleich tun, noch mehr, sie wollen es können wie alle andern, normalbegabten. Ein Ausspruch eines unserer schwächsten Schüler hat uns gezeigt, wie tief die Sehnsucht, zu sein und zu tun wie alle andern, wurzelt. «Ich jetz au schifahre, nid nur immer Chrischteli!» (seine Schwester).

Diese Haltung hat uns auch darin bestärkt, die geistesschwachen Schüler mitten in ein belebtes Skigebiet hinein zu stellen. Wichtig ist das sichere und fröhliche Auftreten der Lehrer. Wer Angst hat vor kritischen oder taktlosen Blicken und sich am liebsten verkriechen würde, wird eher schlechte Erfahrungen machen. Die muntere Arbeit unserer Schüler rang allen Zuschauern Achtung ab. Ein echtes Interesse für diese Kinder und die Arbeit mit ihnen wurde bei manchen wach, und es geschah nicht selten, daß uns unbekannte Zuschauer ein Nötli für ein gutes Dessert in die Hand drückten.

So stand das erste Skilager für geistesschwache Schüler in jeder Hinsicht unter einem guten Stern. Weder Unfall noch Krankheit trübten sein Gelingen, so daß alle Schüler wohlbehalten den glücklichen Eltern wieder zurückgegeben werden konnten.

L. Kunz

Photo- und Handarbeitsausstellung der Basler Sonderklassen

Nachdem vor einem Jahr die Sektion Basel der SHG eine weitere Öffentlichkeit an 4 Abenden über die Möglichkeiten der Hilfe für das geistig behinderte Kind orientiert hatte, unternahmen es die Lehrer der Sonderklassen und das betreffende Rektorat durch eine Ausstellung und verschiedene Veranstaltungen auf das Wesen unserer Sonderklassen hinzuweisen. Im Wasserstelzenschulhaus in Riehen, leider etwas ungünstig an der Peripherie, warben eindrucksvolle Großphotographien aus der Arbeit am behinderten Kind um Verständnis. Eltern, Verwandte und Pädagogen von der Normalschule sollten Einblick in die besondern Möglichkeiten einer andersartigen Schulung erhalten. Eine reichhaltige Handarbeitsausstellung sollte darauf hinweisen, daß auch der Hilfsschüler zu anerkennenswerten Leistungen befähigt ist. Für die Normalklassen spielten und sangen die Kinder der Sonderklassen das einstudierte Märchenspiel «Alibaba und die vierzig Räuber», dazu viele Reigen- und Singspiele.

Anläßlich der Eröffnung am 17. Februar orientierte Rektor F. Mattmüller eine zahlreiche Zuhörerschar, darunter auch prominente Behördemitglieder, über den Auftrag und die Möglichkeiten der Basler Sonderklassen. Neu für die Leser in andern Kantonen ist der Versuch, die Bezeichnung «Hilfsklassen» vollständig auszuschalten, um eine Diffamierung zu vermeiden. Wenn wir auch auf weite Strecken mit den Ausführungen einig gehen, ähnliche Gedankengänge haben wir hier schon öfters publiziert, so möchten wir doch zum Erfolg solcher Bemühungen ein großes Fragezeichen setzen. Man sollte vielleicht doch vorsichtig sein und daran denken, daß es nun einmal leider Gottes eine menschliche Krankheit ist, wenn der Gymnasiast auf den Realschüler hinunterblickt, der Realschüler auf den Sekundarschüler und dieser wiederum auf den, der noch eine Stufe weiter unten steht. Die Lehrer gehen ja da mit leuchtendem Beispiel voran, wenn im gleichen Schulhaus zwei oder drei verschiedene Stufen sind und für jede ein separates Lehrerzimmer geschaffen werden muß. Solange aber der Mittellehrer nicht bereit ist, die eminente Arbeit des Primarlehrers und damit ihn selber als gleichwertigen Kollegen anzuerkennen, solange werden wir, allen Nomenklaturbemühungen für unsere Sonderschulen zum Trotz, unsern Kindern dieses «Bürdeli» nicht ganz abnehmen können. Anderswo hat man es viel früher ja auch versucht und hat Schiffbruch erlitten. Stehen wir doch endlich dazu: Auch die schönste gelbe Farbe verwandelt einen Spatz nicht in einen Kanarienvogel. Im übrigen steht und fällt das Ansehen einer Schule mit denen, die daran unterrichten. Anderseits können wir es den Eltern nicht abnehmen, daß sie sich einmal zu einem tapfern Ja zu ihrem behinderten Kind

durchringen und damit auch zu jener Schule, die bereit ist, helfend und fördernd in die Lücke zu treten, heiße sie wie sie wolle.

Viel mehr als die Benennungen überzeugen die Arbeiten unserer Kinder und ihr Wille zur Leistung und Tüchtigkeit. In diesem Sinne war die Ausstellung sicher sehr wertvoll. *Hz*

Anstaltsjahre zählen doppelt

Fräulein R. Scheurer hat vor 25 Jahren die Leitung der Haushaltungsschule für schwachbegabte Mädchen «Lindenbaum» in Pfäffikon ZH übernommen. Herzlichen Dank und herzliche Glückwünsche! *Redaktion und Vorstand SHG*

Das mißverstandene schwerhörige Kind

Unter diesem Titel sprach Herr Hans Petersen, Zürich, Lehrer an einer städtischen Sonderklasse und Absehlehrer, an der Pressekonferenz Pro Infirmis, welche, wie jedes Jahr den Auftakt zur Kartenaktion bildet zum Problem der Schwerhörigkeit. Dazu äußerten sich noch drei weitere Redner, Herr Dr. med. G. von Schultheß, Zürich, mit dem Kurzvortrag «Wie hört der Schwerhörige?», Frau Anna Fulda, Zürich, dipl. Absehlehrerin für Schwerhörige mit dem Votum «Gibt es Hilfe?» und Herr Alfred Gallmann mit «Probleme im Alltag eines Schwerhörigen». Schwerhörigkeit ist ein Leiden, das oft von der Umgebung nicht richtig verstanden wird. Unter Umständen wird ein Kind bestraft, weil die Eltern meinen, es wolle bloß nicht richtig hören und sprechen, wobei es dies nicht kann. Die Sprachentwicklung steht in innigstem Zusammenhang mit dem Hören. Das Kind kann nur sprechen und schreiben, was es hört. Es bedarf einer besonderen Behandlung, die möglichst früh zu beginnen hat. Bei einer pädagogisch-klinischen Zusammenarbeit im vorschulpflichtigen Alter, wobei auch die Mutter anzuleiten ist, wie sie mit dem Kinde Sprech- und Absehübungen vornehmen kann, wird das normalbegabte Kind zur gleichen Zeit wie seine Altersgenossen die Schulreife erreichen. Wenn es soweit ist, gehört es in die Schwerhörigenklasse und nicht in die Normalschule, wo auf seine besonderen Schwierigkeiten nicht Rücksicht genommen werden kann. Der Widerstand gegen die Schwerhörigenklassen muß mehr und mehr verschwinden. Sie helfen dem Kinde, den Weg in die menschliche Gesellschaft finden und das Gefühl des Ausgeschlossenseins, das für den Schwerhörigen sonst typisch ist, zu überwinden.

Wie den Schwerhörigen, so hilft Pro Infirmis auch allen andern Gebrechlichen den Weg ebnen. Dafür verdient das große private Hilfswerk die tatkräftige Unterstützung des ganzen Schweizervolkes. *Dr. E. Brn.*

AUS JAHRESBERICHTEN

Vereinigung Waldheim Rehetobel AR

In vier Häusern, drei in Rehetobel und eines in Lachen AR, betreut diese Vereinigung an die 140 mehrfach Gebrechliche unter oft sehr erschwerten Bedingungen. Wenn schon die Heime für Schulbildungsfähige Mühe haben, geeignetes Personal zu finden, wieviel schwerer ist es dann für Institutionen, die sich der Schwächsten annehmen. Es bedarf ja einer besonders großen Liebe, die unreinlichen Kinder zu betreuen, einer Liebe, die nur aus einem tiefen und fundierten Glauben erwachsen kann. Von dieser Liebe aber spürt man zwischen den Zeilen dieses eher sachlich gehaltenen Jahresberichts. Und wenn man gar davon hört, daß sich heute noch Menschen finden, die ihre Studienferien und Büroferien daran geben, Ablösedienst in einem solchen Heim zu leisten, dann kann man sich nur herzlich darüber freuen. *Hz*

*

Kinderheim Sonnenhof, Arlesheim

Vierzig Jahre sind es her seit der Gründung dieses Heimes für seelenpflegebedürftige Kinder, das im Sinn und Geist Rudolf Steiners geführt wird. Mit diesem Jubiläum zusammen wurde die Einweihung eines Neubaus begangen, worüber wir hier seinerzeit berichteten. Sehr segensreich für die Therapie hat sich das eingebaute Schwimmbecken erwiesen, das beständig im Betrieb ist und für die Kinder eine Quelle der Freude bedeutet. Die anthroposophisch geführten Heime sind uns schon oft beispielgebend vorangegangen; dieser neue Versuch wäre bestimmt der Nachahmung wert.

Neben der Betreuung der Schwächsten ist es der Heimleitung aber auch ein ernstes Anliegen, wesentliche Beiträge zur Ausbildung und Weiterbildung von Heilpädagogen zu leisten. So wurde im Herbst am Goetheanum eine internationale Tagung für Heilpädagogen durchgeführt, an deren Gelingen auch der Sonnenhof Anteil hatte.

Auch hier berichtet der Leiter, Dr. med. H. Klimm, von einem erheblichen Ausgabenüberschuß (78 209 Franken). Die Tagesausgaben pro Kind betragen ebenfalls etwa 20 Franken. *Hz*